

„empfundener“ wurde, gehört im 17. Jahrhundert zum festen Bestandteil der Landesgeschichte. Dies ist dem offensiven Vorgehen von Anna von Hessen und Amalie Elisabeth von Hessen-Kassel zu verdanken, die beide Präzedenzfälle schufen und damit die Legitimierung der Regentschaften ihrer Nachfolgerinnen vereinfachten. Es ist bezeichnend, dass alle vier nicht zögerten, Fürstentestamente, Ratsbeschlüsse und kaiserliche Anordnungen anzufechten, wenn diese ihren Handlungsspielraum einengten. Aus den Machtkämpfen, die diese Regentschaften auslösten, gingen die Fürstinnen als Siegerinnen hervor, und mit ihnen ein dynastisches Prinzip, das nach und nach mittelalterliche Strukturen aufweichte und ablöste. Pauline Puppels Studie zeigt in exemplarischer Weise, dass die Vielzahl der Bestimmungen und Akteure, die in Regentschaftsfragen auftreten, den Frauen nicht immer zum Nachteil gereichte. Wenn sie klug gegeneinander ausgespielt wurden, konnte die Regentin sie zum Ausbau und zur Festigung ihrer Machtstellung nutzen.

Die Autorin fragt auch nach den Motivationen der Fürstinnen: Hielten sie sich aus Standesbewusstsein, Familiensinn oder anderen Gründen für prädestiniert, die Regentschaft zu übernehmen? Weiterführend kann die Frage gestellt werden, inwieweit die ‚offizielle‘ Rechtfertigung ihrer Tätigkeit ein neues Bild von politisch handelnden Frauen vermittelte, und in welcher Beziehung diese Veränderung mit der politischen Kultur des frühen Absolutismus steht. Auch Katharina von Medici hat die Regentschaft für Karl IX. im Namen ihrer Qualitäten als *Mutter* eingefordert; dieses Argument konnte im Mittelalter selten mehr als eine Vormundschaft rechtfertigen, nicht aber die Regierung des Landes. Ein solcher Bruch in der Auffassung geschlechtsspezifischen Politikverständnisses in der Frühen Neuzeit, den Katherine Crawford² ebenfalls unterstreicht, taucht auch bei den hessischen Landesfürstinnen auf. Pauline Puppels Studie ist eine der wenigen soliden Grundlagen, die als Ausgangspunkt für weiterführende Arbeiten zu diesem Thema dienen können.

Caroline zum Kolb, Paris

Benjamin Ziemann Hg., **Perspektiven der Historischen Friedensforschung** (Frieden und Krieg. Beiträge zur Historischen Friedensforschung; 1). Essen: Klartext-Verlag 2002, 368 S., EUR 18,90, ISBN 3-89861-078-0.

Peter Gleichmann u. Thomas Kühne Hg., **Massenhaftes Töten. Kriege und Genozide im 20. Jahrhundert** (Frieden und Krieg. Beiträge zur Historischen Friedensforschung; 2). Essen: Klartext-Verlag 2004, 418 S., EUR 22, ISBN 3-89861-218-X.

² Katherine Crawford, *Perilous Performances. Gender and Regency in Early Modern France*, Cambridge/London 2004.

Christian Jansen Hg., **Der Bürger als Soldat. Die Militarisierung europäischer Gesellschaften im langen 19. Jahrhundert: ein internationaler Vergleich** (Frieden und Krieg. Beiträge zur Historischen Friedensforschung; 3). Essen: Klartext-Verlag 2004, 314 S., EUR 16,90, ISBN 3-89861-299-6.

Die Historische Friedensforschung, deren Anfänge in die 1970er Jahre zurückreichen, definiert sich als praxisorientierte Wissenschaftsdisziplin, welche „die Chancen und Grenzen der Realisierung des Friedens in all seinen geschichtlichen Dimensionen“ (1, 11) erforscht und dabei auch auf Ansätze und Fragestellungen aus verwandten Disziplinen zurückgreift. Mit Beginn des neuen Jahrtausends machte es sich der Arbeitskreis Historische Friedensforschung zur Aufgabe, die Leitbegriffe, methodischen Konzepte und Themen der Historischen Friedensforschung neu zu diskutieren und damit neue Perspektiven und Zugänge zu finden. Nachweis dieses verstärkten Bemühens um Neuorientierung sind drei Sammelbände mit Beiträgen von WissenschaftlerInnen aus verschiedenen Disziplinen, die an den jährlichen Tagungen des Arbeitskreises zu verschiedenen Aspekten der Friedens- und Gewaltforschung referierten. Als Übertitel der Sammelbände wurde „Frieden und Krieg“ gewählt, zwei Begriffe, die das Forschungsfeld der Historischen Friedensforschung umreißen: Frieden, verstanden „als die Einhegung und Minderung kollektiver Gewalt“ und Krieg als „die organisierte Anwendung kollektiver Gewalt“ (1, 11) sollen begrifflich die Arbeit der Historischen Friedensforschung markieren.

Der erste Band „Perspektiven der Historischen Friedensforschung“ ist als Anstoß für eine erneute Diskussion der Begriffe Gewalt und Frieden gedacht und enthält Beiträge, die sich mit diesen Begriffen auseinandersetzen und die Forschungsfelder historischer Friedensforschung vorstellen. Benjamin Ziemann referiert in seinem einleitenden Beitrag die Geschichte und Probleme der Historischen Friedensforschung, wobei es ihm vor allem darum geht, den Arbeitskreis anhand einer Begriffsbestimmung von Frieden, Gewalt und Krieg wissenschaftlich zu positionieren. Gegenüber Johan Galtungs Konzept der „strukturellen Gewalt“ oder Heinrich Popitz' Definition von Gewalt „als Machtaktion zur absichtlichen körperlichen Verletzung anderer“ wird ein engeres, mehr auf staatlich sanktionierte und ausgeübte Makrogewalt bezogenes Untersuchungsfeld bevorzugt. Der Terminus Frieden wird zumeist über den Gewaltbegriff definiert und auch von Ziemann als Absenz oder Minderung von Krieg und Gewalt beschrieben. Vielleicht ist es diese Dominanz von Gewalt, die es für die Historische Friedensforschung schwierig macht, eine positive, nicht auf Gewalt oder Krieg rekurrierende Geschichte des Friedens zu schreiben, die über die Untersuchung von Friedensbewegungen oder die Rolle des Staates als Friedensstifter hinausgeht.

Ulrich Bröckling verweist in seinem Aufsatz auf die Notwendigkeit, das Untersuchungsfeld zu erweitern und beispielsweise Techniken und Institutionen zur Beilegung von Konflikten einzubeziehen. Wie Bröckling am Beispiel der boomenden Mediationsverfahren ausführt, ist die Friedensforschung angehalten, derartige Konflikt-

lösungsstrategien kritisch zu analysieren, um sowohl ihr Potential zur Beilegung von Konflikten als auch ihre herrschaftsstabilisierende Wirkung offen zu legen. Die Anwendung der Foucaultschen Machttheorie auf Methoden der Friedenssicherung erlaubt Bröckling ein differenzierteres Bild des Friedenszustandes zu zeichnen; sie ist möglicherweise auch ein Weg, den Begriff Frieden fassbarer zu machen.

Kritisch geht Irene Stöhr in ihrem Beitrag mit der feministischen Friedensforschung und der historischen Geschlechterforschung ins Gericht. Die Überzeugung, dass die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern Quelle des Unfriedens sei, und dass Frieden solange unmöglich, bis Geschlechtergleichheit erreicht ist, erachtet Stöhr zwar als legitim, um die Kategorie Geschlecht in die Friedensforschung einzubinden. Letztlich sei diese Verklammerung von Frieden und Geschlechtergerechtigkeit jedoch erkenntnis-hinderlich, weil sie kaum alternative Fragestellungen zulasse und ein friedliches Zusammenleben in Systemen der Zweigeschlechtlichkeit von vornherein ausschließe. An der Geschlechterforschung wiederum bemängelt die Autorin ihre Fixierung auf den militärischen Bereich, die mit einer undifferenzierten Kritik an der Frauenfriedensforschung einhergehe. Stöhr weist auf zahlreiche Felder hin, in denen eine geschlechterspezifische Forschung Not tut: So wäre es wichtig, bei der Erforschung des Kalten Krieges nach geschlechterdifferenzierten Erfahrungen und Handlungsweisen zu fragen, etwa nach geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung bei der Bekämpfung des Kommunismus. Damit ließen sich Paradigmen, wie jenes der Universalität des Freund-Feind-Schemas oder der Durchdringung aller gesellschaftlichen Bereiche durch den Ost-West-Konflikt, relativieren und exaktere Aussagen treffen.

Für den Bereich Krieg sei der Beitrag des Militärhistorikers Bernhard Chiari herausgegriffen, der die vielfältigen Forschungsfelder der neuen Militärgeschichte aufzeigt, die sich mittlerweile weit weg von der Kriegsgeschichte der Generalstäbe bewegt hat und die Verknüpfung von Gesellschaft und Militär sowie das Militär als soziales Ordnungssystem in den Mittelpunkt ihrer Aufmerksamkeit stellt. Chiari ist offen gegenüber neuen Themenfeldern, zugleich steht er der praktischen Anwendung militärhistorischer Erkenntnisse in der Ausbildung von Offizieren und Rekruten bemerkenswert unkritisch gegenüber, denn er bewertet sie als wünschenswert und positiv, verkennt aber deren Instrumentalisierung.

Der zweite Band „Der Bürger als Soldat“ hat den Siegeszug der allgemeinen Wehrpflicht im Europa des 19. Jahrhunderts und die Rolle des aufstrebenden Bürgertums in diesem Militarierungsprozess zum Inhalt. Nach Christian Jansen war das militaristische Element bereits von Anfang an der bürgerlich-liberalen Ideologie inhärent, was sich in erster Linie aus ihrer engen Verbindung zur Idee des Nationalismus erklären lässt. In der deutschen Geschichte gesellte sich im 19. Jahrhundert zum bereits existierenden preußischen, aristokratischen Militarismus ein spezifisch bürgerlicher, mitunter sogar demokratischer Militarismus, der unter anderem eine Militarisierung des Männlichkeitsideals bewirkte. Die versammelten Aufsätze zeigen am Beispiel mehrerer europäischer Gesellschaften die Janusköpfigkeit der bürgerlichen Ideen, die einerseits

eine pazifistische, kosmopolitische Seite aufwiesen, andererseits das Militärische ästhetisierten und eine Wehrpflichtigenarmee oder Nationalmiliz befürworteten. So galt, wie Rudolf Jaun in seinem faktenreichen Aufsatz zur Schweizer Miliz und deutschen Projektionen dazu herausstreicht, vielen deutschen Liberalen und Demokraten die Schweizer Milizarmee als vorbildhaft und als erstrebenswertes Ideal, weil sie von den (männlichen) Staatsbürgern selbst geführt und gestaltet wurde. Die Radikal-Liberalen lehnten die im 19. Jahrhundert in den deutschen Staaten üblichen stehenden Heere ab, weil diese in der alleinigen Verfügungsgewalt der Monarchen standen und devote Untertanen statt mündige Bürger produzierten. Die Miliz wurde von den Liberalen als Möglichkeit der souveränen Selbstregierung des nationalen Männerstaatesvolkes gesehen. Einige deutsche Liberale, die als politisch Verfolgte in die Schweiz geflüchtet waren, gestalteten als Militärwissenschaftler, Offiziere und Publizisten die Milizarmee maßgeblich mit. Doch während sie in den deutschen Staaten das Modell der Milizarmee propagierten, wurden sie „an der Unvollkommenheit der Schweizer Miliz irre“ (3, 76).

Auch in Österreich-Ungarn spielten die Liberalen bei der Einführung und Gestaltung der Wehrpflichtarmee eine besondere Rolle: Ihre ambivalente Haltung zeigte sich darin, dass sie sich für eine Modernisierung der Armee einsetzten, eine volle politische Partizipation der Wehrpflichtigen aber ablehnten. In ihrem bemerkenswerten Beitrag diskutiert Christa Hämmerle die Einführung und Umsetzung der allgemeinen Wehrpflicht in Österreich-Ungarn und hinterfragt dabei die generalisierende These, der zufolge die Nationenbildung eng mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht verbunden war. Die k. (u.) k. Armee war ein Sammelbecken für alle Völker der Monarchie und ihre Regimenter zeichneten sich durch große Sprachenvielfalt aus. Anders als in anderen europäischen Staaten war in der multi-ethnischen k. (u.) k. Armee nicht die Idee der Nation das verbindende Element, sondern die Person des Kaisers Franz Joseph. Wenn anderswo die nationale Idee das Fundament der Armee bildete, brachten in Österreich-Ungarn gerade die nationalistischen Strömungen das komplexe Gefüge der Armee ins Wanken. Hämmerle zeigt, dass es auch hier durch die Einführung der Wehrpflicht zu einer stärkeren Durchdringung der Gesellschaft mit militärischen Werten kam und sich damit zusammenhängend ein viriles Männlichkeitsbild durchsetzte. Von einer „Kasernierung der ganzen männlichen Kraft“ (3, 198), wie sie der Liberale Moritz Adler kritisiert hatte, konnte aber allein aufgrund der Tatsache, dass die Wehrpflicht in den einzelnen Kronländern höchst unterschiedlich akzeptiert wurde, nicht die Rede sein.

Wie verbreitet militaristische Ideen in Europa an der Wende zum 20. Jahrhundert waren, belegt Sonja Levsen mit ihrer vergleichenden Studie zum Militarismus bei englischen und deutschen Studenten. Sie findet bei Studenten in Tübingen wie in Cambridge eine stark militaristische Prägung, die sich allerdings unterschiedlich ausdrückte: Während bei den englischen Studenten Körperertüchtigung und Teamgeist im Vordergrund standen, betonten die deutschen Studenten vorzugsweise ihren Opfermut

mittels des Mensurfechtens. In Deutschland und in England verstanden sich die bürgerlichen Studenten als Elite, die mit ihrem militaristischen Auftreten ihren Führungsanspruch in ihrer Nation geltend machen wollten. Gemeinsam war ihnen auch ein realitätsfremdes, romantisierendes Kriegerbild, das sie dazu bewegte, sich freiwillig zum Kriegsdienst zu melden, was vielen von ihnen im Ersten Weltkrieg das Leben kosten sollte.

Den Folgen der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und der gesellschaftlichen Militarisierung im 19. Jahrhundert widmet sich der Sammelband mit dem Titel „Massenhaftes Töten“. In der Einleitung thematisiert Thomas Kühne, wie sehr das Töten, insbesondere die Lust am Töten, mit einem gesellschaftlichen Tabu belegt ist, so dass nur indirekt und in verdeckter Form darüber gesprochen wird. Das Reden und Schweigen über kriegerisches Tötungshandeln hat wichtige soziale Ordnungsfunktionen und wirkt auf das Tötungshandeln selbst zurück. Kühne will der Forderung nach einer „Kriegsgeschichte, die vom Tod spricht“ (Michael Geyer) folgen und versammelt deshalb nicht nur Beiträge über die Praxis des Tötens, sondern auch solche Aufsätze, die sich mit der Frage auseinandersetzen, wie über das Töten gesprochen oder geschwiegen wird, wann darüber gesprochen wird und wer sich dazu äußert.

Wie Klaus Latzel in seiner Untersuchung von Feldpostbriefen deutscher Wehrmachtssoldaten herausfand, war das Sprechen über den Tod kein Tabu: Gesprochen wurde aber in erster Linie über das Sterben und weniger über das Töten, die Teilnahme an Völkermord und Kriegsverbrechen fast immer verschwiegen. Wenn das aktive Töten zur Sprache kam, dann zumeist in Metaphern und Umschreibungen, wodurch das Töten anonymisiert und das eigene Handeln unsichtbar gemacht wurde. Die Soldaten schwiegen nicht nur in der Absicht, das eigene Leiden in den Vordergrund zu stellen und als Opfer wahrgenommen zu werden, sondern auch, weil sie aufgrund von traumatischen Gewalterfahrungen, den unterschiedlichen Erfahrungsräumen von Heimat und Front oder aus Rücksichtnahme auf die Angehörigen unfähig waren, über das Töten zu sprechen. Latzel stellt die These auf, dass die leidvollen Erfahrungen des Ersten Weltkriegs und der Zwischenkriegszeit möglicherweise eine der Ursachen für die exzessive Gewaltausübung im Zweiten Weltkrieg waren, und plädiert für eine Perspektive, welche dieses Leiden einbezieht. Ausgehend von der Frage, ob sich das Leiden dieser Generation vom Leiden früherer Generationen tatsächlich so stark unterschied, bleibt unklar, welche neuen Erkenntnisse ein solcher Zugang hinsichtlich einer Erklärung des Tötungshandelns oder des Schweigens darüber bringen kann, zumal Latzel seine „Leidensperspektive“ nicht näher definiert oder methodisch unterfüttert.

Obwohl in diesem Band vornehmlich vom (männlichen) Töten die Rede ist, finden sich einige beachtenswerte Beiträge zur Opferperspektive, wie jene von Gaby Zipfel zum „Schlachtfeld Frauenkörper“ oder von Bernd Greier zur sexuellen Gewalt im Vietnamkrieg, die zeigen, dass Vergewaltigung als Waffe gehandhabt wird, um ‚den Feind‘ zu zerstören. Frauen werden dabei nicht als Individuen, sondern als bloße Körper wahrgenommen, an denen sich Frustration und Machtgefühle entladen. Gaby Zipfel analy-

siert sehr eindrücklich den gesellschaftlichen Umgang mit Vergewaltigungsopfern des Krieges und verweist auf die Funktion des Schweigens in der (Nicht-)Bewältigung der erlebten Gewalt. Anhand von Beispielen aus jüngeren kriegerischen Konflikten zeigt sie, wie vergewaltigte Frauen einerseits stillschweigend zu Mitschuldigen gemacht und damit zum Schweigen verpflichtet und andererseits in eine passive Opferrolle gepresst werden, wodurch ihnen ein selbstbewusster Umgang mit der Verletzung verunmöglicht wird. Erst das Sprechen über das Erlittene ermöglicht den Frauen sich von dieser Ausgrenzung zu befreien und den Status der Überlebenden einzunehmen. Gleichzeitig kann das Reden über sexuelle Gewalt im Krieg die gesellschaftliche Übereinkunft, dass es sich bei Vergewaltigungen um kein Kriegsverbrechen, sondern lediglich eine Begleiterscheinung des Krieges handelt, ins Wanken bringen, wie die Autorin am Beispiel eines Verfahrens vor dem Internationalen Kriegsverbrechertribunal in Den Haag zeigt, in dem erstmals Soldaten wegen Vergewaltigungen von bosnischen Frauen verurteilt wurden.

Der Frage, welche Motive dem Töten zugrunde liegen, widmet sich Rolf Pohl in seinem Aufsatz zur Psychogenese von Massenmördern. Er zeigt Parallelen zwischen den Motivationen für massenhaftes Tötungshandeln von Zivilisten und Soldaten auf und nennt dabei insbesondere eine verzerrte Wahrnehmung und die Umwandlung von Angst- und Wutgefühlen in Destruktivität. Die Grenze zwischen normal und pathologisch ist, so Pohl, eher fiktiv. Er argumentiert überzeugend, dass Töten stets mit Hass oder Hoffnung auf narzisstischen Gewinn verbunden und die These vom ‚kühlen Schreibtischtäter‘ viel zu verkürzt ist. Auch der Militärpsychologe Dave Grossmann fragt in seinem Aufsatz zur Anatomie des Tötens, wie Individuen dazu gebracht werden, (Tötungs-)Befehle auszuführen und bezeichnet Autorität, das Agieren in einer Gruppe, die Distanzierung und Entpersonalisierung des Opfers sowie eine gewisse individuelle „Prädisposition“ als entscheidende Faktoren. Fragwürdig werden Grossmanns Ausführungen allerdings, wo er seine wissenschaftliche Distanz aufgibt und sich als Exeget versucht und wenig überzeugend die Bibel und Torah auslegt, um nachzuweisen, dass sich das darin enthaltene Tötungsverbot in Wirklichkeit nicht auf „autorisierte Tötungshandlungen“ wie Krieg oder Hinrichtungen beziehe. „Unsere“ Kriegsveteranen, meint Grossmann, würden völlig unnötig und ungerechtfertigt Schuld empfinden. Als Psychologe empfiehlt er ihnen daher, das eigene Tötungshandeln in einen Akt der Selbstverteidigung umzudeuten, um ihr Tötungstrauma zu überwinden.

Erscheinen schon Grossmanns Ausführungen vom wissenschaftlichen Standpunkt merkwürdig, so ist der Beitrag von Hans-Heinrich Nolte, der die Unterschiede zwischen den Tötungshandlungen im nacheinander von sowjetischen und deutschen Truppen besetzten Belorussland zwischen 1936 und 1944 herausarbeiten will, ein Ärgernis. Unreflektiert stellt Nolte Thesen wie etwa jene der „hohen Gewaltbereitschaft der russländischen Gesellschaft“ (2, 146) in den Raum, listet als Tötungsarten unter anderem „Verhungernlassen“ sowie „(aktives) Verhungern“ (2, 151) auf, ohne die LeserInnen über den Unterschied aufzuklären und reiht Vergewaltigungen unter die Rubrik

sexuelle Beziehungen zwischen Täter und Opfer (2, 155). Sätze wie: „Allerdings gehörte es zum Comment vieler Deutscher, solche Jüdinnen¹ zu irgendeinem Zeitpunkt der Beziehung selbst zu erschießen; tat ein Deutscher das auf Dauer nicht, wurde die Jüdin bei einer Versetzung ihres deutschen Partners oder während einer Dienstreise getötet“, lassen Zweifel an Noltes Grammatikkenntnissen aufkommen. Noltes schlampiger Schreibstil, seine undifferenzierte Wortwahl und das Fehlen jeglicher Analyse drängen zur Frage, wieso dieser Beitrag von den Herausgebern aufgenommen wurde.

Abgesehen davon versammelt der Band „Massenhaftes Töten“ eine Reihe interessanter Zugänge und Perspektiven zum Thema Krieg und Töten. Auffallend ist jedoch das überraschend eindimensionale Bild, das er vermittelt: Töten ist eindeutig Männersache, Frauen sind Opfer. Diese Zuordnungen männlich/Täter und weiblich/Opfer sind von der Geschlechterforschung seit einigen Jahren kritisiert und aufgeweicht worden, indem insbesondere die Mitwirkung beziehungsweise Unterstützung von Frauen in Kriegen und Genoziden thematisiert wurde.² Eine Berücksichtigung dieser Erkenntnisse wäre wünschenswert gewesen.

In den drei Sammelbänden, die hier nur in Form einer Besprechung mancher, vor allem für die feministische Geschichtswissenschaft interessanter Beiträge präsentiert werden konnten, dominiert das Thema Krieg und Gewalt. Frieden oder Versuche, Chancen und Möglichkeiten des Friedens beziehungsweise der Konfliktlösung werden nur ansatzweise behandelt. Damit werden die hier besprochenen Publikationen der Programmatik des Arbeitskreises nur teilweise gerecht. Krieg und Gewalt fesseln scheinbar das gesellschaftliche und wissenschaftliche Interesse weit mehr als das Thema Frieden. Hier läge es auch an der Historischen Friedensforschung neue Themenfelder zu eröffnen, indem zum Beispiel unterschiedliche Ausformungen und Möglichkeiten von Frieden, die Überwindung von Konflikten und Friedensbemühungen in verschiedenen Gesellschaften oder die Rolle von Medien und Internet untersucht werden. Angesichts der Anzahl von Beiträgen zur sozialen Praxis des Tötens erscheint es notwendig und wünschenswert, dass sich der Arbeitskreis Historische Friedensforschung auch verstärkt der Frage widmet, wieso Menschen unter ähnlichen Bedingungen nicht töten. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Sammelbände Einblick in ein breites Spektrum an Forschungsthemen und methodischen Ansätzen zu den Themenfeldern Krieg, Gewalt und Frieden geben und damit eine Fundgrube für jeden und jede sind, der/die sich mit diesen Themen näher beschäftigen möchte. Der Versuch, Beiträge von VertreterInnen aus nichthistorischen Disziplinen aufzunehmen und damit den Blick auf das Forschungsfeld wie auf mögliche Zugänge und Lösungsansätze zu erweitern, ist grundsätzlich lobenswert. Allerdings ist es bislang zu wenig gelungen, diese teilweise sehr

¹ Also diejenigen, die aus Hoffnung auf bessere Überlebenschancen ein Verhältnis mit Deutschen unterhielten, Anm. Verf.

² Vgl. etwa zuletzt „Kriegsfrauen“ und „Friedensmänner“. Geschlechterrollen im Krieg. Ariadne. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte, 47 (2005).

heterogenen Beiträge miteinander in Verbindung zu setzen, um das Potential eines inter- oder transdisziplinären Ansatzes auszuschöpfen. Das Niveau der Beiträge ist, wie allzu oft bei Sammelbänden, sehr unterschiedlich. Ein noch genaueres Lektorat und eine sorgfältigere Auswahl der Aufsätze könnten aber in Zukunft verhindern, dass ein oder zwei Beiträge einen gesamten Sammelband abwerten.

Maria Fritsche, Portsmouth

Hans-Georg Hofer, Nervenschwäche und Krieg. Modernitätskritik und Krisenbewältigung in der österreichischen Psychiatrie (1880–1920). Wien: Böhlau 2004, 443 S., EUR 45,-, ISBN 3-2057-7214-8.

Die sich in den 1990er Jahren etablierenden neuen kulturhistorischen Zugänge haben auch innerhalb der Medizingeschichte zu einer intensiven Diskussion über die Perspektiven des Fachs geführt und insgesamt zu einer verstärkten methodischen Öffnung und Neuorientierung der Disziplin beigetragen. Der Fokus neuerer kulturwissenschaftlich inspirierter medizinhistorischer Forschungen richtete das Interesse auf Krankheiten als soziale Konstruktion. Dieser – man kann ruhig sagen – paradigmatische Wechsel hat inzwischen eine Reihe interessanter Ergebnisse zutage gefördert und einen eigenen wichtigen Forschungsstrang begründet.

In diesen modernen sozialkonstruktivistischen Forschungskontext fügt sich auch die vorliegende Dissertation des nunmehr in Freiburg forschenden Grazer Historikers Hans-Georg Hofer über „Nervenschwäche und Krieg. Modernitätskritik und Krisenbewältigung in der österreichischen Psychiatrie (1880–1920)“. Sie steht damit in der Tradition der zweifellos führenden angelsächsischen Forschung zum Thema, die in den letzten Jahren von Paul Lerner, Peter Leese und Mark S. Micale geprägt wurde.¹ Die Arbeit gliedert sich in zwei Hauptteile. Im ersten Teil beschäftigt sich der Autor mit der Neurasthenie als Konstruktion. Er stellt die „Erfindung“ der Neurasthenie durch den nordamerikanischen Arzt George M. Beard in den Kontext ihres psychiatrischen und gesellschaftlichen Entstehungsfeldes als eine „neue, psychiatrisch angestoßene und begleitete Form von Modernitätskritik“ (18), referiert divergierende und konkurrenzierende Neurastheniekonzepte und analysiert die diagnostische und therapeutische Dimension der Neurasthenie. Dieser sich auf Entstehungs- und Erscheinungsformen, psychiatrische Deutungsvarianten, diagnostische und therapeutische Methoden be-

¹ Paul Lerner, *Hysterical Men. War, Psychiatry and the Politics of Trauma in Germany, 1890–1930*, Ithaca 2003; Peter Leese u. Shell Shock, *Traumatic Neurosis and the British Soldiers of the First World War*, Basingstoke 2002; Mark S. Micale u. Paul Lerner Hg., *Traumatic Pasts. History, Psychiatry and Trauma in the modern Age, 1870–1930*, Cambridge 2001.